



In die Welt gestellt sein zwischen Oben, Mitte
und Unten.

Vom Vertrauen in die Phänomene – ein Plädoyer

ZUM GELEIT

Kein Kunstwerk ohne den Betrachter – kein Phänomen ohne den Zuschauer! Das gilt existenziell: Ohne den wahrnehmenden Menschen käme die Welt nicht zur Erscheinung. Das gilt sowohl für die Sinnesseite als auch für das, was sich nicht-sinnlich unserem Intuitionsvermögen zugesellt. Beides zusammen erst ergibt die Wirklichkeit, mit der wir es zu tun haben. Der Phänomenologe Maurice Merleau-Ponty (1908–1961) formulierte das so:

»Die Bedeutung und die Zeichen, die Form und die Materie der Wahrnehmung müssen vielmehr von Anfang an verwandt sein, und die Wahrnehmungsmaterie muss, wie man zu sagen pflegt, ‚mit ihrer Form schwanger gehen‘«. (MERLEAU-PONTY 1996: 32)

»Die Wahrnehmung selbst stellt also ein Paradox dar und das wahrgenommene Ding hat selbst paradoxe Züge. Es existiert nur, insofern jemand es wahrnehmen kann.«

»Es gibt also in der Wahrnehmung ein Paradox der Immanenz [des Enthalten-seins] und der Transzendenz [des auf ein Jenseits Verweisens]. Der Immanenz, weil das Wahrgenommene dem Wahrnehmenden nicht fremd sein kann; der Transzendenz, weil es immer ein Jenseits dessen umfasst, was wirklich gegeben ist. Und diese beiden Elemente der Wahrnehmung widersprechen sich eigentlich

nicht, [... wir stellen fest], dass die eigentümliche Evidenz des Wahrgenommenen, die Erscheinung von ‚etwas‘, diese Anwesenheit und die Abwesenheit auf untrennbare Weise fordert.« (MERLEAU-PONTY 1996: 33–34)

Merleau-Ponty sprach sogar von einer »Metaphysik in actu«, die sich dadurch auszeichne, »dass mit dem Aufweis von »Struktur« oder »Gestalt« als eines irreduziblen Bestandteils des Seins die klassische Alternative zwischen »Existenz als Ding« und »Existenz als Bewusstsein« wieder in Frage [gestellt sei], dass sie eine Kommunikation und gleichsam eine Vermischung zwischen dem Objektiven und dem Subjektiven herstellt [...].« (MERLEAU-PONTY 2003)

Und Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) beschrieb in seinen Vorlesungen zur Ästhetik nichts anderes, als er vom »Sinn im Sinn« sprach:

»Sinn‘ nämlich ist das wunderbare Wort, welches selber in zwei entgegengesetzten Bedeutungen gebraucht wird. Einmal bezeichnet es die Organe der unmittelbaren Auffassung, das andere Mal aber heißen wir Sinn: die Bedeutung, den Gedanken, das Allgemeine der Sache. Und so bezieht sich der Sinn einerseits auf das unmittelbar Äußerliche der Existenz, andererseits auf das innere Wesen derselben.

Eine sinnvolle Betrachtung nun scheidet die beiden Seiten nicht etwa, sondern in der einen Richtung enthält sie auch die entgegengesetzte und fasst im sinnlichen, unmittelbaren Anschauen zugleich das Wesen und den Begriff auf. Da sie aber ebendiese Bestimmungen in noch ungetrennter Einheit in sich trägt, so bringt sie den Begriff nicht als solchen ins Bewusstsein, sondern bleibt bei der Ahnung desselben stehen. [...] Von solcher Art ist die goethesche Schauung und Darlegung der inneren Vernünftigkeit der Natur und ihrer Erscheinungen. Mit großem Sinne trat er naiverweise mit sinnlicher Betrachtung an die Gegenstände heran und hatte zugleich die volle Ahnung ihres begriffsgemäßen Zusammenhangs.» (HEGEL 1835–1838)

Ein Leben mit den Phänomenen der Welt führt zu einer sinnvollen Betrachtung – oder zu einer Innenperspektive. Die Außenperspektive einer vermeintlich ohne mich gegebenen Wirklichkeit gerät ins Abseits – das Zuschauerdasein der Subjekt-Objekt-Trennung darf als anachronistisch, besser als a-phänomenologisch betrachtet werden.

Darreichungsformen

In der Phänomenperspektive – also in der »wahren Wirklichkeit« – können verschiedene Erscheinungs- oder Darreichungsformen gefunden werden. Es gibt solche Phänomene, die sich eher als »Ding« gebärden, ja sie wollen sogar als ein Ding gesehen werden: Zum Beispiel »der Tisch«. Als Betrachter neigen wir in diesem Fall dazu, unsere Position zum Gegenstand der Betrachtung zu vergessen, uns ein »Ding an sich« vorzustellen und in die längst überholte Zuschauerhaltung zurückzufallen. »Dinge« dieser Art tragen eine Art allgemeinesetzlichen Charakter.

Es gibt aber auch Phänomene, die nur uns, besser gesagt: nur »mir« widerfahren: »Da schau! Hast Du sie auch gesehen?« »Was?« »Na, die Sternschnuppe«. – Hier ist Wirklichkeit individuell; sie trägt den Charakter des Besonderen oder Einzelfalls.

Zuletzt gibt es solche Phänomene, die davon abhängen, wie wir uns als Betrachter verhalten, wie wir uns ausrichten – leiblich und geistig. Dazu gehören die drei Weltenbereiche »Oben«, »Mitte« und »Unten«. Sie sind nicht rein individuell, denn jeder kann diese Positionen einnehmen und dort Erfahrungen machen. Ebenso wollen sie sich nicht zu einem »Ding an sich« erklären lassen! Sie passen nicht ins Schema: Von »Dingen« sind wir es nicht gewohnt, dass ihre Erscheinungsweise keinen räumlich-gegenständlichen Fokus beansprucht und statt dessen gleich ganze Welten umfasst. Solche Phänomene sind zwielichtig oder besser: zweideutig – noch besser, und in Anlehnung an Hegel: sinnvoll. Sie haben von Beginn an den Betrachter mit im Sinn, sie sind von Beginn an sinnlich und übersinnlich konstituiert, sie verhalten sich nicht gegenständlich-dinglich und doch erscheinen sie sinnlich. – Gerade solche Phänomene nehmen ihr Phänomen-Sein ernst (und wir sie als solche). Von den drei beschriebenen Darreichungs-Kategorien verhalten vor allem diese sich als Phänomen.¹

Da diese Betrachtungsweise ungewohnt scheinen mag, seien hierzu weitere Reflexionen eingeschoben. Man mache sich nochmals den Ausgangspunkt deutlich: Kein Phänomen ohne den Betrachter! Und dies gleich in doppelter Weise: Ohne dessen leibliche Konstitution keine sinnliche Erfahrbarkeit, ohne dessen geistige Konstitution keine Erfahrbarkeit der zum Phänomen gehörenden seelisch-geistigen Blickrichtung. Letztere fokussiert und sammelt zugleich die ihm zugehörigen sinnlichen Aspekte, die erst durch diese zum Phänomen werden. Aber auch die Blickrichtung wird erst durch die Verbindung mit sinnlichen Qualitäten zum Phänomen. Durch ihre sinnliche Erfahrbarkeit sprechen sich die Phänomene über ihren Wesensgehalt aus.

¹ Weitere Phänomene dieser Art sind zum Beispiel Vogel- oder Fischschwärme, bei denen man sich der Anmutung eines Überorganismus kaum entziehen kann.

Dabei entspricht die Blickrichtung der für die Erfahrung offenen Ideen- oder Begriffsseite der Wirklichkeit, und die Sinneswelt entspricht der Wahrnehmungsseite derselben. Taucht die Idee – im Sinne von Blickrichtung – als fragendes Licht in die Sinneswirklichkeit ein, dann ergibt sich »Erfahrung«.

»Dingliche Phänomene« wie »der Tisch« verhalten sich so, dass man mit dem Finger auf sie deuten kann. Sie erscheinen an einem punkthaften Ort. Im obigen Sinne »zweiichtige Phänomene« – wie Oben, Mitte und Unten – können so erscheinen, dass gleich ein ganzer »Dingbereich«, eine ganze Landschaft oder ein Umkreis zu ihnen gehört, auf die sich nicht mehr allein mit dem Finger zeigen lässt.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sagen, dass die Phänomenologie letztlich dazu dient, das »zweiichtige Dasein« aller Wirklichkeit aufzudecken. Und wie geschildert kann sie dann beschreiben, in welcher Weise sich der betrachtete Gegenstand zwischen den beiden Lichtern – dem sinnlichen und dem übersinnlichen (begrifflichen) – einordnet.

Oben, Mitte, Unten – kontinuierlich und distinkt

»Oben«, »Mitte« und »Unten« werden erst wahrnehmbar – besser: treten erst dann in Erscheinung, wenn wir unseren Blick nach oben, unten oder in die Mitte ausrichten. Durch einen vertikalen Schwenk des Blickes von oben über die Mitte nach unten (oder umgekehrt) erweisen sie sich als kontinuierlich, ohne Unterbrechung ineinander übergehend – im Gegensatz zur Phänomenwelt der dinglichen, voneinander abgesetzten Gegenstände. Sie sind der kontinuierliche, Einheit schenkende Hintergrund unseres Alltags. Man stelle sich eine Diskontinuität vor: Zwischen den drei Weltbereichen befände sich je ein großes, klaffendes Nichts!

Und doch – trotz ihres nahtlosen Ineinander-Übergehens – sind sie ihrem Phänomen- und Wesensgehalt nach grundsätzlich verschieden, wie die weiteren Betrachtungen zeigen werden. Die drei Blickausrichtungen erweisen sich als je eigene Herrschaftsbereiche, aus denen der Mensch mit Ehrfurcht seine Existenz hervorgehen sieht. Sie sind drei verschiedene Trägerschaften des Daseins (siehe auch S. XXX ff.).

Wir können im Blick auf die Welt den Betrachtenden in seiner hervorbringenden Beteiligung nicht außer Acht lassen – schon gar nicht im Blick auf die drei Bereiche »Oben«, »Mitte« und »Unten«. Streng genommen: Wir haben es erst dann mit Phänomenen zu tun, wenn wir den Betrachter mit einbeziehen. »Blick in den Himmel« heißt: Ich habe meinen Kopf nach oben gerichtet, in den Nacken gelegt. Damit vollziehe ich eine leibliche Intention, das »Über mir«, das Oben zur Erschei-

nung bringen zu wollen. Und: Ich muss mir darüber klar sein, dass ich jetzt »Oben« (und nicht »Unten« oder »Mitte«) sehen will. Das heißt aber nichts anderes, als dass ich die hier zu machenden Erfahrungen auch in dieser Hinsicht auswerte, sie danach befrage, was sie mit »Oben« zu tun haben, was sie über »Oben« Wesentliches auszusagen haben.

Was ich also »oben« sehe, ist: *die durch mich für den ausgewählten Standort sich sinnlich und übersinnlich, leiblich und geistig verwirklichende Intention »Oben«*. Ich lasse »Oben« in Erscheinung treten. Allgemein gesagt: Ich lasse die Erscheinung erscheinen.²

Um es schrittweise auszuführen: Ein Phänomen

- ist kein Ding an sich,
- kommt durch mich (durch meine sinnliche und geistige Konstituiertheit als Mensch) zur Erscheinung,
- wird durch mein Bewusstsein »zugelassen«
- und gehört (doch) zur Welt!³

Und wie die Erfahrung zeigt, lassen sich (außer wie bei den oben beschriebenen »Sternschnuppen-Phänomenen«) die Phänomene auch durch andere Beobachter realisieren.

Phänomene zulassen, Erscheinen-Lassen der Erscheinung

Gerade weil zum Phänomen auch immer seine Blickrichtung gehört, erweitert sich das beobachtbare Phänomen-Feld über die reine Sinneswahrnehmung hinaus auf den seelisch-geistigen Anteil, den der Betrachter mit hinzubringt. Das sei erläutert: Man kann sich zwingen, im Blick nach oben allein das dort zu sehende Blau konstatieren zu wollen: »Oben ist es blau«. Man kann aber auch die Art der Bläue besinnen, das meint: die Art, wie mich das Blau anspricht. Ist es leicht, heiter oder ist es melancholisch, tief; ist es ein sich weitendes oder ein sich verdichtendes Blau? Auch kann ich darauf achten, welche Gedankenwelten sich mit diesem Eindruck verbinden – auch diese können, wach verfolgt, zum Phänomen gehörig er- und aufgefasst werden.

² Siehe hierzu insbesondere BARTH (1999): Erscheinenlassen. Ausgewählte Texte aus Heinrich Barths Hauptwerk »Erkenntnis der Existenz« mit Hinführungen von Bind, R., Maier, G. & Schweizer, H. R., Basel

³ Phänomen und Bewusstsein sind dadurch schließlich leiblich verankert.

Das aber heißt: Ich habe mich immer wieder zu vergewissern, woher dieser Eindruck, dieser Gedanke stammt. In welchem Kontext steht er? In welchem Kontext betrachte ich das Blau, sodass ich gerade dieses seelische Erlebnis habe. Kurz: Auch all solches – die Einheit von seelischem Eindruck und sinnlicher Erfahrung, die Einheit von Gedankenwelten mit dem sinnlichen Angebot – ist Phänomen. Oder: Letztlich kann alles zum Phänomen werden – sobald und solange ich es mir bewusst und bedacht zur Anschauung führe.

Phänomene solcher Art zu beobachten, sei sowohl zugelassene als auch auszulotende Weite (nicht Grenze) des Vorhabens, die drei Blickrichtungen »Oben«, »Mitte« und »Unten« ihrem Phänomengehalt nach zu erkundschaften. Der »Zwielichtigkeit« der Phänomene ist es immanent, das der Phänomengehalt zugleich auch der Wesensgehalt ist. Hören wir zum Begriff »Wesen« noch einmal Merleau-Ponty:

»Phänomenologie – was ist das? [...] Phänomenologie ist Wesensforschung – alle Probleme, so lehrt sie, wollen gelöst sein durch Wesensbestimmungen: Bestimmungen des Wesens der Wahrnehmung etwa, des Bewusstseins.« (MERLEAU-PONTY 1974: 3)

Versuchen wir also im Folgenden, die drei Welten von »Oben«, »Mitte« und »Unten« zu erkundschaften und zu bestimmen.

ZUR METHODE

Die Beobachtungsmethode ist denkbar einfach. Man benötigt nichts außer sich selbst und einen Standort. Hier empfiehlt sich zunächst ein solcher unter freiem Himmel, mit nicht zu engem Umraum und möglichst unstrukturiertem Untergrund (Wiese, Erde, Schotter etc.). Im Idealfall gesellen sich noch weitere Phänomenologen hinzu, die sich zu einem angeregten Beobachterkreis vereinigen.

Nun vergleiche man wechselweise das, was sich im Blick nach oben, in den Umkreis und nach unten zeigt. Das mache jeder Beteiligte eine Weile (ca. 5 Minuten) für sich. Anschließend tausche man sich im Kreis über die gemachten Erfahrungen aus, frage nach, helfe nach, sodass deutlicher wird, was der andere meint, was er beobachtet hat, wohin er seine Aufmerksamkeit gelenkt hat.

Man bemühe sich in einem ersten Schritt, eine Art Ideal der drei Blickrichtungen herauszuarbeiten. Das bedeutet: Man darf den Kontext – nämlich den Vergleich der drei Blickrichtungen – nicht aus dem Auge verlieren.

Erst wenn man sich eine Art inneres Urbild zu den drei Blickrichtungen erarbeitet hat, kann zum Vergleich verschiedener Standorte übergegangen werden. Das Urbild kann dann helfen, das Besondere des jeweiligen Standortes herauszuarbeiten.

Dem widerspricht nicht die Notwendigkeit, sich immer wieder an verschiedene Orte (und auch Zeitpunkte im Tag und im Jahr) zu begeben, um dieses Urbild zu erarbeiten. Im Gegenteil: Man hält den gesetzten Vergleichskontext – Oben im Vergleich zur Mitte im Vergleich zu Unten – im Auge. Aber man »erfüllt« ihn mit einem vielfältigen Erfahrungsangebot. Dieses Beachten der eigenen, frei gewählten Beobachtungsaufgabe gehört zu den Grundsätzen eines Phänomenologen. Bei Alexander Gottlieb Baumgarten (1714–1762), dem Begründer einer Ästhetik als sinnliche Erkenntnis, klingt dieser Grundsatz so (wir sahen ja schon an dem oben angeführten Zitat aus Hegels Vorlesungen zur Ästhetik, dass selbige offenbar in enger Verwandtschaft zur Phänomenologie steht; siehe dazu auch die weiteren Ausführungen S. XXX ff.):

»Zu den Wesenszügen des erfolgreichen Ästhetikers gehört [...] der Wille, sich ästhetisch zu üben, die Bereitschaft zur häufigen Wiederholung gleichartiger Handlungen zu dem Zweck, dass eine gewisse Harmonie [...] des Geistes und des Gemüts zustande kommt, und zwar im Hinblick auf *ein* bestimmtes Thema, *einen* Gedanken, *eine* Sache.« (BAUMGARTEN 1973: 135)

So weit zur Beobachtungsmethode. Nun noch zur Darstellungs- und Auswertungsweise. Zuerst folgt eine knapp erläuterte Fotodokumentation. Daran schließt sich eine kommentierte tabellarische Zusammenstellung und Ordnung an. Anschließend werden die Beobachtungen in Bezug zu Goethes Schilderungen über die »Pädagogische Provinz« in seinem »Wilhelm Meister« und zu Rudolf Steiners Ausführungen über das Motiv »I-A-O« der Deckenmalerei im Großen Saal des Goetheanum in Dornach gesetzt. Und abschließend soll auf die Frage eingegangen werden, wodurch die Zuwendung zu den Phänomenen zu einem existenziellen Vertrauensverhältnis zur Welt führt – und natürlich, welche spezifische Rolle dabei die im Alltag so unhinterfragt hingenommenen Blickausrichtungen »Oben«, »Mitte« und »Unten« spielen.

FOTOGRAFISCHE VERANSCHAULICHUNG

Von verschiedenen Standorten wurden Fotografien der sich darbietenden Sichtbilder in den drei Blickrichtungen angefertigt. Diese drei Einzelbilder sind im Folgenden immer in einer Dreiergruppe zusammengefasst: zuunterst der Blick nach unten, in der Mitte (nur) ein Bild aus dem Umkreis und zuoberst der Blick in den Himmel.

Als Erstes wird ein ausgewähltes Angebot solcher Dreier-Gruppen gezeigt – um über diesen Weg (soweit dies möglich ist), den Erfahrungsschatz zu erweitern, zu bereichern. In einem nächsten Schritt sollen die drei Weltbereiche als Blickrichtungen von den Erfahrungen abgelöst und als eigene Blickrichtungen in die Welt Anwendung finden. Und zuletzt soll gezeigt werden, dass sich die drei weiter oben als Trägerschaften bezeichneten Gebiete unseres Daseins auch phänomenprägend bzw. -gestaltend betätigen.

Einige Beispiele

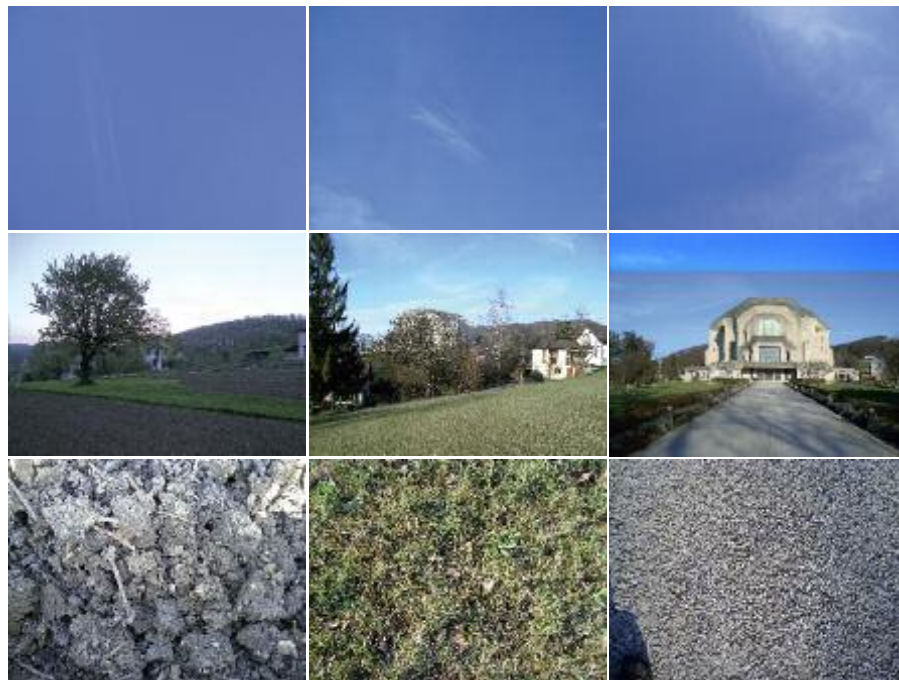


Abb. 1

Abb. 2



Abb. 3



Abb. 1: Verschiedenes Unten, verschiedene Mitte: Gartenerde und Gärtnerei, Wiese und Wohnen im Grünen, Mergel und Goetheanum-Westfassade. (Alle Fotos, soweit nicht anders angegeben, von Hans-Christian Zehnter)

Abb. 2: Dornacher Bahnhof – die Blickrichtungen verlieren ihre Eindeutigkeit, die Sichtbilder sind austauschbar: Unten könnte Oben sein, Oben könnte Mitte sein. An solchen Standorten verlieren wir den Erdenbezug zu »Oben«, »Mitte« und »Unten«. – Zur Wirkung des Grün siehe auch das nächste Beispiel.

Abb. 3: Grün in der Natur vermittelt zwischen den drei Bereichen. Die Bilder zeigen, wie die Übergänge zwischen den Blickrichtungen durch das Grün gleichsam verschliert werden. Der Bezug zu »Oben«, »Mitte« und »Unten« bleibt erhalten.



Abb. 4: Wohin gehört das Rot? Links: Mit rotem Tartan überzogener Bereich der City in St. Gallen. Rechts Wohnsiedlung in Arlesheim. Rot ist eine ausgesprochene Begegnungsfarbe. Unten wirkt seine Willenskraft fast bedrohlich. In der Mitte entspricht es einer angenehm farbigen Begegnung.



Abb. 5: Feine Bewegtheit unten, in der Mitte und oben: Man vergleiche das mit dem Untergrund in Abb. 2 und 4.



Abb. 6: Umhüllt von Herbstfarbigkeit: Im Außen umfangen von einem Seelischen, Inneren. »Oben«, »Mitte« und »Unten« spielen eine gegenüber dem äußeren Seelenraum untergeordnete Rolle.



Abb. 7: Links: Zürich bei Nacht, verkehrte Welt: Blick über die Limmat – horizontale Weite, Himmel geschlossen, statt dessen unten so etwas wie eine Sternenhimmelstimmung.

Rechts: Altstadt in Bern bei Tag: Aus dem Dunkel, durch eine Enge ins Licht; die Pflasterung bringt durch ihre Form ordnende Aspekte in das dunkle Untere.

Anwendungsweisen der drei Blickausrichtungen

Die bisherigen fotografischen Beispiele dienen vor allem dazu, den »Erfahrungsschatz« in Bezug auf die drei Blickausrichtungen – wenn auch im Rahmen dieser Publikation nur andeutend und anfänglich – anzureichern. Aufgrund einer solchen Erfahrungsfülle können die Blickausrichtungen im eigenen Innern freigeschält und in einer »seelischen Handhabe« als Erkenntnis-Befragungen auf die Welterscheinungen bezogen werden. Die folgenden drei Fragerichtungen haben sich dabei als typisch erwiesen.

1. Welche Blickrichtung ist betont?



Abb. 8: *Oben*: St. Laurenz-Kirche in St. Gallen, Betonung von »Mitte« (rhythmische Bewegtheit) und »Oben« (Auflösung). (Foto: PaterMcFly, GNU-Lizenz für freie Dokumentation; www.wikipedia.ch)

Unten: Stiftskirche in St. Gallen, Betonung der unteren Impulse (Massivität der Säulen, Betonung des stofflichen Daseins). (Gemeinfreies Bild aus www.wikipedia.ch)

2. Welche Blickrichtung herrscht an welchem Standort vor?



Abb. 9: Wer unterhalb ist, blickt nach oben (links); wer oben ist, blickt in die Weite und abwärts (rechts). (Foto links: Matterhorn; Andrew Bossi, Creative Commons C-BY-SA-2.5 Lizenz, aus www.wikipedia.de; Foto rechts: Hans-Christian Zehnter)

3. Was geschieht, wenn der eine Bereich in den anderen hineingerät?

a) Das Untere in der Mitte:



Abb. 10: *Links*: Das Untere zeigt sich unvermittelt und fast bedrohlich in der Mitte. *Rechts*: Das Untere ist durch Rhythmisches an die Mitte angeglichen.

b) Die Begegnung (ein Moment der Mitte) im Oben:



Abb. 11: Das Mittlere erhebt sich in die Machtausstrahlung des Oberen. (Im Gegensatz zum Kraftenden des Unten erlebt man im Oben mehr den Aspekt der Macht; siehe auch tabellarische Zusammenstellung S. XXX ff). (Foto: Drea S., www.umdiewelt.de, ohne Angabe von Rechten)

c) Unteres und Mittleres gerät nach oben: Beispiel Wolken (Stoff aufsteigend von unten; Formverwandlung als Aspekt des Mittleren)



Abb. 12: Von der »Erheiterung« bis zur »Verdüsterung«

d) Das Obere (Unendlichkeit) gerät ins Untere:



Abb. 13: Man verliert den Boden unter den Füßen.

Die Beispiele zeigen, dass sich grundlegende Erscheinungen der Welt in Bezug auf ihren Erlebnisgehalt auf rein phänomenologischem Wege verständlich machen lassen. Es nimmt kein Wunder, dass eine exkarnierende Verunsicherung auftritt, wenn das Obere ins Untere hineingerät (wie im letzten Beispiel); oder dass Konzerne mit Vorliebe in die Höhe bauen, um eine gewisse Macht (im Aufstieg in das Oben) ausstrahlen zu können, während das Aufsteigen des eher kraftenden (und nicht »machtenden«) Unteren bedrohliche Ausmaße annehmen kann.

In den vorhergehenden Beispielen werden die Blickrichtungen als Beleuchtungs- oder Frageweisen an verschiedene irdische Situationen herangetragen. Man handhabt im eigenen Seelischen die drei Blickrichtungen, diese in freier Weise auf die Welt der sinnlichen Erscheinungen richtend. In einer auf diese Art vollzogenen seelischen Handhabe des Geistigen bildet sich im Betrachter (analog zu Goethes Urpflanze) eine Art »Urbild« der drei Blickrichtungen, mit Hilfe derer zugleich die sinnlichen Erscheinungen durchsichtiger werden können. Rudolf Steiner prägte den Begriff der »seelischen Handhabe des Geistigen« mit Blick auf die Goethe'sche Metamorphose-Betrachtungsweise:

»Einstmals im alten Orient waren lebendige Begriffe. Ich habe Ihnen geschildert, wie zunächst durch die Umgestaltung, die Metamorphose des Atmungsprozesses diese lebendigen Begriffe zu einem Wahrnehmungsprozess geworden waren. Die Menschen mussten sich zu den toten Begriffen hindurcharbeiten. Die Ägypter konnten es noch nicht. Sie bändigten sich heran zu den toten Begriffen, indem sie zunächst den Menschen selbst in seiner Totheit in der Mumie entwickelten. Jetzt aber sind wir in der Lage, dass wir den Begriff neu erwecken müssen. Und das kann nicht geschehen dadurch, dass wir nur alte okkulte Formen traditionell pflegen, sondern indem wir uns wirklich hineinleben, immer weiter und weiter nicht nur uns hineinfinden, sondern es ausbilden, was als Erster Goethe als den Metamorphosedanken gefasst hat: den lebendigen Begriff. Wer den lebendigen Begriff, das heißt, die seelische Handhabe des Geistigen beherrscht, der ist auch imstande, aus dem Geiste heraus wiederum die äußere Handlung des Menschen zu beleben. Dann kommt es dahin, dass wirklich einmal erreicht werden kann, wovon ich öfter vor unseren anthroposophischen Freunden gesprochen habe, dass man sich nicht in einer solchen gleichgültigen materialistischen Weise an den Laboratoriumstisch oder an den Seziertisch stellt und da herumfuhrwerkelt, sondern dass man empfindet, was man der Natur als ihre Geheimnisse ablauscht, als Taten des Geistes, der durch die Natur durchströmend sich betätigt: dass der Laboratoriumstisch zum Altar wird. Ehe nicht Verehrung, religiöses Empfinden in unsere Wissenschaft hineinkommt, solange eine abgesonderte Religion neben der Wissenschaft sich aufbaut und bloß dem menschlichen Egoismus dient, ehe nicht die Wissenschaft selber wiederum, was sie erforscht, verehren lernt [...] eher kommen wir nicht wieder zu aufsteigenden Kräften in der Menschheit.« (STEINER 1922: 117 f.)

Oben, Mitte und Unten als Gestaltungsbereiche

Nach der Anreicherung des Erfahrungsschatzes und der Ausbildung einer »seelischen Handhabe« der drei Blickrichtungen können diese auch als gestaltende Wirksamkeiten in der Welt erfahren und erkannt werden.

Die Kerzenflamme und das Leben

Die Kerzenflamme besteht unter anderem aus drei Anteilen: a) aus Licht, b) aus der Flamme und c) aus dem aufsteigenden Rauch (Ruß und Wärme).

Licht ist unsichtbar. Es gehört dem oberen Bereich an. Von dort fährt eine Streichholzflamme in den aufsteigenden Rauch einer ausgeblasenen Kerzenflamme nieder und entzündet die Kerze von neuem. Licht leuchtet dort auf, wo es auf Materie trifft. Die Flamme ist dort am hellsten, wo es am meisten Ruß gibt. Eine Kreide in diese Stelle hineingehalten, wird vom sich absetzenden Ruß tief schwarz. In der Mitte zwischen Unten (Materie) und Oben (Licht) tritt die bewegte Flamme in Erscheinung.

Ganz analog zum In-die-Erscheinung-Treten des Lichtes verhält es sich beim In-die-Erscheinung-Treten des Lebens. Es braucht die dunkle Erde, es braucht das Licht der Sonne am hellen Himmel. Und es braucht als Initialzündung einen Samen, mithilfe dessen dann im mittleren Bereich eine Pflanze aus der Erde hervorsproßt.



Abb. 14: Die Kerzenflamme, gebildet aus von unten aufsteigender Materie, von oben einziehendem Licht und der bewegten und leuchtenden Flamme in der Mitte.

Oben, Mitte und Unten im Klanglichen (Bsp. Vogelstimmen)

Die Feldlerche steigt zum Singen hoch in den Himmel auf. Ihre Sichterscheinung verliert sich im Licht des blauen Himmels. Von dort oben begeistert ihr glitzernder, hoher, heller und sprudelnder Dauer-Gesang den aufwärts blickenden Betrachter.

Amsel und Rotkehlchen sind typische Vertreter der Mitte. Die Amsel singt ihre volltönenden, die Seele berührenden Lieder von den Dachfirsten in die horizontale Weite ihrer Umgebung. Das Rotkehlchen singt aus dem oberen Baumkronenbereich und betont in seinem Gesang die vertikale Bewegung. Es setzt bei hohen Tönen an, »perlt« von dort herunter, um sich vor dem Erreichen tieferer Töne in den Pausenraum zu verlieren, in den der Zuhörer lauschend gebannt wird. Ein inniglicher Gesang!

Der Auerhahn ist in die Schwere geraten und lebt vorzugsweise auf dem Boden. Ihm sind nur noch kollernde und mechanisch anmutende Geräusche zu entlocken.

Wolter Bos schreibt in Bezug auf die Singarten der Vögel:

»Prägend für jegliches Landschaftsbild ist der Gegensatz zwischen Erde und Himmelskuppel; sei es in der Ebene, wo die Helligkeit des Himmels den Betrachter allseitig umringt, sei es im Buchenwald, wo das Helle von oben her durch die Baumkronen hindurchschimmert. [...] Das Feste der Erde unter uns erleben wir verbunden mit Dunkelheit und Schwere. [...] Der Blick in den unbegrenzten Luftraum über uns weckt Erlebnisse der Helligkeit und Leichte, Qualitäten, die wir von unserem Gedankenleben kennen, wenn es sich weitet und Zugang findet zu einem transparenten, begrifflichen Zusammenhang, zu einem geistigen Raum [...]. Die Vergegenwärtigung solcher Qualitäten ermöglicht es, den Landschaftsraum als ein von Bedeutung erfülltes Bild aufzufassen. In diesem Bild ist »Himmel« die Quelle der charakteristischen, ausdruckshaften Eigenschaften – aber nicht der Ort, wo sie erscheinen. Man trifft sie auf der »Erde«, im Gewand des Irdischen – wo sie aber nicht ihren Ursprung haben. Zwischen Erde und Himmel bildet die Vegetation mit ihren Innenräumen und Zwischenräumen den mittleren Bereich, in dem sich auch das Leben der Singvögel abspielt.« (Bos 2006: 33 f.)

Gliedmaßen

Abbildung 15 spricht für sich: Die Hand des Menschen bildet die Mitte. Sie hat mit der Handfläche sowohl einen körperlichen als auch mit den Fingern einen strahligen Anteil. Sie kann aufwärts und abwärts weisen. Der Pferdehuf ist

nur noch Körper und weist hingegen ausschließlich nach unten. Der Vogelflügel ist eine reine, strahlige Fläche, an der Grenze zur Auflösung.



Abb. 15: Die menschliche Hand positioniert sich in der Mitte zwischen der strahligen Flügelbildung im Oben und der kompakten Gestaltung des Hufes im Unten. (Foto oben: Wilde Felsentaube; Alan D. Wilson, www.naturespicsonline.com, Creative Commons License BY-SA-2.5/deed.de, aus www.wikipedia.de. Foto Mitte: www.allbestwallpapers.com, ohne Angabe von Rechten. Foto unten: Ralf Roletschek, Ausschnitt; GNU-Lizenz für freie Dokumentation, Version 1.2 bzw. Creative Commons License BY-SA-3.0/deed.de, aus www.wikipedia.de)

Abb. 16



Oben zeigt der Baum deutlich die Auflösungs- und Verfeinerungstendenz ins Licht hinein. Im Stammbereich gleitet der Blick des Betrachters hinauf und hinunter zwischen Krone und Wurzelansatz. Der Baum setzt in rhythmischen Abständen seitlich Zweige (spätere Äste oder Astnarben) heraus. An der Stammbasis verfestigt er sich, die Rinde reißt auf, seine Bildungen werden stein-, untergrundähnlicher.

TABELLARISCHE ZUSAMMENSTELLUNG UND AUSWERTUNG

Die folgende tabellarische Auswertung über drei Seiten bildet den Kern dieser Betrachtungen. Die Beobachtungen zu den drei Blickrichtungen sind in geordneter Weise zusammengetragen. Erst das Studium und Verinnerlichen der Tabelle kann dieses Plädoyer für ein Vertrauen in die Phänomene nachvollziehbar machen. Sie sollte daher keinesfalls übergangen werden!

Phänomenbereich	Oben	Mitte	Unten
»Objekt«	Himmel	Gegenstandswelt	Erde
Sichtbarkeit des Leibes	Leibfrei	Fremder Leib mitsamt Kopf	Eigener Leib (ohne Kopf), vor allem die Beine
Eigene Haltung	Kinn angehoben, Kopf in den Nacken gelegt, gestreckte Haltung	Blick gerade heraus, Kopf drehbar bis zu den Schultern. Der ganze Leib kann sich um 360° drehen.	Kopf gesenkt, gebeugte Haltung
Leiberlebnis	Über sich hinaus gehen sein, leicht	Dasein, hier sein, frei sein	In die Gliedmaßen (vor allem Beine) hineingesenkt sein, schwer
Farbe	Bläue, atmosphärische Farben	Buntheit, Farbigkeit. Heimat von Rot	Eintönigkeit; grün, grau, braun. Fast farbloser Eindruck
Berührungsmöglichkeit	unbegreifbar, unbegreiflich	begreif-, erfahrbar	betastbar
Elemente	Licht, Luft	Luft, Wasser	Wasser, Irdisch-Festes
Licht-Finsternis	Licht, hell; Erhellung ins Licht	Leuchten. Welt des Erscheinens.	Verdunkelung in die Materie, in den Stoff. Dumpfheit und Härte. Zerschmetterung (Geist zerstäubt in Materie)

Luft	Es bläut. Licht. Luft wird dünn.	Durchsichtig für die Gegenstände. Atmen im Hin und Her zwischen Welt und mir.	Verlust von Luftigkeit. Statt Luft: Stoff.
Menge	Einfachheit, Einfalt, Einheit, Ganzheit	Vielfalt, Fülle	Masse, Vereinzelung (zusammenhanglos)
Messbarkeit	Unendlich, unbegrenzt, maßlos, jenseits von Ferne oder Distanz	Endlichkeit, Vertrautheit, messbar, Abstand. Freiheit zwischen Nähe und Distanz.	Begrenzt, distanzlos, unmittelbar, abstandslos. Masse statt Maß.
Bildform	Kuppel(erlebnis)	Umkreis, Umgebung, Umhüllung	Formloser Fleck
Bildgröße	Denkbar größter Bildausschnitt	Kontinuum	Kleinster Bildausschnitt
Raumbezug zur Gestalt des Menschen	Übermenschlich. Man tritt über sich hinaus. Überproportional.	Menschlich. Du und ich. Begrüßung, fühlendes Du-Atmen. Proportionalität	Untermenschlich. Unproportional.
Verfeinerung – Verfestigung	Auflösung. Verfeinerung. Erweiternd. Öffnend. Heimatgefühl	Dasein. Existenz. Umhüllung.	Verfestigung, Verdichtung, Verengung.
Halt, Stand	Haltlosigkeit	Freies, spielendes Gleichgewicht zwischen Zug nach oben und Erfasstwerden von unten.	Haltekraft, Stützkraft. Standfestigkeit. Stoffdaseinsstütze, Dankbarkeit.
Bewegung	Bewegung gesteigert in Schwerelosigkeit	Mitbewegung. Begehbarkeit. Bewegung durch meine Bewegung.	Bewegung angehalten in Standhaftigkeit
Zeit	Zeit gesteigert zur Dauer in Form von Ewigkeit. Zukunftserlebnis	Wandel in der Zeit. Gegenwart.	Zeit angehalten zur Dauer in Form der Unwandelbarkeit, insofern Zeitlosigkeit. Vergangenheit

Bewegtheit	Unsichtbare Bewegtheit, lichtartig. Im Witterungsgeschehen Ballen und Spreiten	Bewegtheit horizontal wie vertikal. Im Vertikalen das Erlebnis des merkuriiellen Verwebens von Oben und Unten. Im Horizontalen entsprechend vom Ich zum Du.	Festgelegtheit. Erstarung
Sinn-Qualität	Sichtbarkeit gesteigert ins Denken. Bewusstseinshelligkeit. Geistesdenkenshelle. Macht (eher vielstimmiger Chor). Majestätisch	Du-Beziehung. Schicksalssinn: Das hat mit mir zu tun, nicht belanglos. Begriffe, Konkretetheit	Man wird von etwas ergriffen, erfasst. Fast bewusstseinslose, sinnfreie Stoffbegegnung. Dumpfheit. Kraft, Gewalt, Ur-. Archaisch, wuchtend(er Bass). Vielkraftende Einstimmigkeit.
Kerze	Licht	Flamme	Wachs/Ruß
Leben	Helles Licht	Wachsende Pflanze	Dunkle Erde
Baum	Baumkrone. Auflösung. Feingestaltigkeit	Stamm: Auf und absteigende, fließende Bewegung. Rhythmisches Heraussetzen der in den Umkreis gehenden Äste.	Stammfuß: Rauheit, Grobheit, Festigkeit
Gliedmaßen	Flügel, flächig, strahlig. Bewegtheit zwischen oben und unten.	Hand: zwischen Fläche und Körper. Strahlig und kompakt. Weist ein Oben und Unten auf.	Huf: Körper. Kompakt. Weist nach unten.
Vogelgesang	Aufgelöst, Klangteppich, glitzernd (Bsp.: Feldlerche)	Melodiös. (Bsp.: Amsel: horizontale Bewegung. Rotkehlchen: Vertikale Bewegung)	Geräuschartig, mechanisch (Bsp. Auerhahn)

Wie kommt es zu einer solchen Tabelle? Die Beobachtungen werden gesammelt, notiert und – teils bereits beim Beobachten, teils anschließend beim Auswerten – auf Verwandtschaften besonnen, dadurch sortiert. Schon beim Beobachten kann eine eingenommene innere Blickrichtung deutlich werden, etwa: Was sehe ich eigentlich von mir selbst, wenn ich aufwärts in den Umkreis oder nach unten schaue? Teils erschließt sich aber auch erst im nachträglichen Besinnen die eingenommene Blickrichtung, etwa die Polarität von Auflösung oben und Verdichtung unten. Und letztlich ergeben sich in der weiteren auswertend, nachsinnenden Arbeit auch neue innere Ausrichtungen, wie beispielsweise »-ort«, »Seelenbereich« oder »Bild des Geistigen« (s. u.). Die meisten Einträge in der Tabelle werden wohl für sich sprechen. Daher soll hier nur zu wenigem Erläuterndes gesagt werden.

Farbe: Welcher Art sind die Farben in den jeweiligen Bereichen? Wie sprechen sie an? Im Himmel sind sie eher leuchtend, transparent, luzide. Dafür steht in der Tabelle der Begriff »atmosphärisch«. Unten treffen wir zwar auch auf Farben. Diese sprechen uns aber nicht in ihrer Farbigkeit, sondern mehr in ihrem Stoffessein an. Ein Stein ist grau, nicht bunt. Und ist er einmal bunt, dann ist es eben etwas Außergewöhnliches. Die wirklich bunte Farbigkeit der Welt ist eine Erscheinung der Mitte, des Umkreises. In dieser Weise der Buntheit angesprochen zu sein, davon ist das Rot eine Art Steigerung.

Licht-Finsternis: Hier wird für den Bereich der Mitte der Begriff des Leuchtens gewählt. Das mit Recht, denn das Licht ist selbst nicht sichtbar. Was sieht man zwischen einer aufwärts gerichteten Taschenlampe und dem Lichtfleck an der Zimmerdecke? Nichts – oder aufleuchtende Staubpartikel. Licht kündigt von seiner Anwesenheit im Leuchten der Sinneserscheinungen.

Sinn-Qualitäten, Licht-Finsternis, Bewegtheit u. a.: Hier taucht immer wieder das Gegensatzpaar von Form und Stoff auf: Die geistige Form oder Gestalt, der sinnliche Stoff. In diesen Gegensatz spannt auch Rudolf Steiner die Konstitution unserer Wirklichkeit auf. Er beschreibt das Phänomen, dass die reine Sinneswahrnehmung ohne begrifflichen Anteil, das heißt ohne formenden Anteil,

letztlich auch ordnungslos ist. Erst die Beteiligung des Formenden, des Lichtes, des Oben am Unten, erst das schafft die Ordnung der mittleren Welt. Eine Dominanz der Formung würde zur Verhärtung führen. – Die Bewegtheit der Mitte ist hier das rettende Element. – In der Ehrfurcht vor den Höhen können wir so etwas wie Macht des Geistes erleben, in der Ehrfurcht vor den Tiefen mehr das Archaische, Kraftende des Willens.⁴

In der folgenden besinnenden Beschäftigung ergaben sich die weiteren mehr seelisch-geistigen Aspekte:

Ordnung	Übergeordnet, bestimmend, beleuchtend	Ordnung, Form, Struktur	Chaos, unstrukturiert, ohne Ordnung
»ort«	W-ort	D-ort	Ort
Dreigetier	Ich befinde mich in meinem Kopf und im oberen Brustbereich und sogar weit darüber hinaus: Adler	Ich befinde mich in meinem Brustbereich mit atmendem Umkreisbezug: Löwe	Ich befinde mich im Bauch- und Gliedmaßenbereich und tauche in den Stoff ein: Stier
Seelenbereich	Denken	Fühlen	Wollen
Bild des Geistigen	Geistvater	Sohn	Stoffmutter

Ort: Wort und Dort, beide beinhalten die Silbe »-ort«. »Ort« bedeutet, dass wir damit angeben können, wo sich etwas im irdischen Kontext befindet. Auch beim »Wort« wissen wir, wo wir uns befinden – aber geistig. Wüssten wir in den Worten nicht Bescheid, so könnten wir uns nicht sinnvoll orientieren, ausdrücken, verständigen. Der Ort ist etwas Irdisches und tendiert zu einem Ding-an-Sich-Sein. Beim »Dort« setzt sich das deutende »D« (da, dies, das, der, die etc.) vor den Ort. »Dort« ist immer eine Beziehung zwischen einem Menschen und einem Ort. Kennen wir einen Ort, so haben wir auch immer eine Meinung dazu, einen qualitativen inneren Eindruck. Mit jedem Hinweis auf einen Ort durch ein »dort« ist immer auch ein Wort verbunden.

Dreigetier, Seelenbereich, Bild des Geistigen: Indem wir Oben, Mitte und Unten phänomenologisch betrachten und untersuchen, werden sie zu einem Erfahrungsfeld, in dem sich das (eigene) Seelenleben in seiner Differenziertheit offenbart. Wir lernen die Verwandtschaft zwischen »Denken« und »Oben«, »Fühlen« und »Mit-

⁴ R. Steiner schreibt: »Man steht im Erdensein in zwei polarischen Gegensätzen. Oben breiten sich die Sterne. Von da strahlen die Kräfte, die mit allem errechenbaren Regelmäßigen im Erdensein zusammenhängen. Regelmäßiger Tag- und Nachtwechsel, Jahreszeiten, längere Wetterperioden, sie sind die irdische Spiegelung dessen, was Sternengeschehen ist. Der andere Pol strahlt vom Innern der Erde her. Unregelmäßiges lebt in ihm. Wind und Wetter, Donner und Blitz, Erdbeben, Vulkanausbrüche spiegeln dieses innere Erd-Geschehen. Der Mensch ist ein Abbild dieses Sternen-Erdeseins. In seiner Denkkorganisation lebt die Sternen-Ordnung, in seiner Gliedmaßen-Willensorganisation lebt das Erdenchaos. In der rhythmischen Organisation wird in freiem Ausgleich das irdische Menschwesen erlebt.« (Aus STEINER 1924–1925: Brief »Gedächtnis und Gewissen«, S. 237–242)

te«, von »Wollen« und »Unten« kennen. Durch die Erfahrung dessen, wie sich das »Oben« in der Welt offenbart, lernt man auch sein (eigenes) »Denken« neu kennen. Ja, man lernt letztlich das Übergreifende kennen, das zwischen dem makrokosmischen »Oben« und dem mikrokosmischen Denken die Brücke schlägt, indem sich beide Erfahrungen – die eigene Denkerfahrung als auch die Erfahrung von »oben« gegenseitig beleuchten, bereichern und sich schließlich zur Identität annähern.

Eine solche Identität zeigt sich in der Verwandtschaft der drei Seelenbereiche Denken, Fühlen und Wollen mit Adler, Löwe und Stier. Gerade weil ich mich im Erfahren des »Oben« im Brust- und Kopfbereich und darüber hinaus gehoben (in die Weite der Lichtleuchte über mir hinausgezogen) erlebe, kann ich den Adler in meinem Denken begreifen. Entsprechendes gilt für den Löwen in meinem Fühlen und den Stier in meinem Wollen.

Wir können die drei Himmelsrichtungen in der Selbsterfahrung aber auch geistig erleben und befragen. Rudolf Steiner entwickelt aus dem heraus in seiner Johanni-Imagination die Begriffe »Geist-Vater« für die oberen Mächte, »Stoff-Mutter« für den Einfluss des Unteren und »Sohn« für die sich in die Mitte dieser beiden Wirkmächte einrichtende Menschenwelt (STEINER 1923).

In einem großzügigen Überblicken kann die tabellarische Anordnung als ein Weg von der sinnlichen Erfahrung hin zu einer wesensorientierten Vertiefung von »Oben«, »Mitte« und »Unten« aufgefasst werden. Die drei Bereiche erweisen sich schließlich als drei geistig-göttliche Sphären, als ein Unter-, Um- und Übergrund, an die sich unser tägliches Leben verlässlich anlehnen darf.

BEZUG ZUR »PÄDAGOGISCHEN PROVINZ« IN GOETHE'S »WILHELM MEISTER«

In »Wilhelm Meisters Wanderjahre« (zweites Buch, erstes Kapitel) schildert Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) die sogenannte »Pädagogische Provinz«. Hierbei handelt es sich um einen Landstrich, wo man sich der Aufgabe widmet, die jungen, aufwachsenden Menschen würdig zu erziehen. Wilhelm Meister reitet mit seinem Sohn Felix in die Pädagogische Provinz, um ihn der dortigen Erziehung anzuvertrauen. Auf diesem Ritt macht Wilhelm einige interessante Beobachtungen, trifft den sogenannten Vorgesetzten (zu Pferde) und kommt schließlich mit den drei Oberen ins Gespräch. Hier einige zentrale Auszüge der Schilderungen und Dialoge (alle folgenden Zitate aus GOETHE 1821).

»Schon hatte Wilhelm bemerkt, dass in Schnitt und Farbe der Kleider eine Man-

nigfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehn gab; eben war er im Begriff, seinen Begleiter [den derweil mitreitenden Vorgesetzten] hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm auftrat: alle Kinder, sie mochten beschäftigt sein, wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit besondern, aber verschiedenen Gebärden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, dass es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlichen Himmel, die mittleren hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde, die dritten standen strack und mutig; die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt das jene vereinzelt blieben, wo man sie traf.«

Wilhelm fragt sich natürlich, was diese Gesten zu bedeuten haben. Dazu erfährt er im Verlaufe der Erzählung auch tatsächlich mehr. Von den sogenannten drei Oberen der Pädagogischen Provinz – die immer wie aus einem Munde zu sprechen scheinen und ansonsten namenlos bleiben – erhält Wilhelm Antwort auf seine Frage nach der Bedeutung der drei Gesten, die die Zöglinge – je nach Reife – auszuführen haben:

»Wohlgeborne, gesunde Kinder [...] bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht, öfters entwickelt's sich besser von selbst.

Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Könnt Ihr es selbst finden, so sprecht es aus.«

Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf.

Jene, nach einem anständigen Zaudern, riefen: ‚Ehrfurcht!‘ Wilhelm stutzte. ‚Ehrfurcht!‘ hieß es wiederholt. Allen fehlt sie, vielleicht Euch selbst. Dreierlei Gebärde habt Ihr gesehen und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel, das ist, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugnis von ihnen verlangen, dass ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, dass man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie gibt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnismäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl: denn solche Gefahr

begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, dass die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn, sich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seinesgleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüssten wir nichts hinzuzufügen.«

Wilhelm gelingt es aber doch, die drei Oberen zu weiteren Äußerungen zu bewegen. So ordnen sie den drei Blick- oder Ehrfurchtsrichtungen drei Arten von Religionen zu:

»Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische, es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muss alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich heraufziehen und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältnis zu seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältnis zu allen übrigen irdischen Umgebungen, notwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von einer dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und musste. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hievon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, dass die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.«

Alle drei Religionen zusammen »bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so dass der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, dass er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, dass er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.«

Wilhelm wird in diesem Zusammenhang auch durch Bildergalerien geführt, die die verschiedenen Religionen zur Anschauung bringen. In der folgenden Tabelle sind Goethes Ausführungen zu »Oben, Mitte und Unten« im »Wilhelm Meister« zusammengefasst.

Arme kreuzweise über der Brust, Blick fröhlichen Himmel	Ehrfurcht vor dem, was über uns ist	Glaube an Gott	Ethnische Religion	Gemälde aus der jüdischen und griechischen Religion
Antreten in einer Reihe, Blick auf die anderen, Arme gesenkt	Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist	Glaube an die Weisen und Guten	Philosophische Religion	Gemälde aus Christi Leben
Arme auf dem Rücken, Blick lächelnd zur Erde	Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist	Glauben an die im Leiden Verherrlichten	Christliche Religion	Gemälde der Passion Christi

Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre« erschienen erstmals im Jahre 1821. Goethe befand sich da im Alter von 72 Jahren. In dieser Zeit war er auch in Austausch mit dem 47 Jahre jüngeren Karl Ernst Schubarth (1796–1861). An diesen schrieb er am 21. April 1819:

Auf
 Glaube Liebe Hoffnung
 ruht des gottbegünstigten Menschen
 Religion Kunst Wissenschaft
 diese nähren und befriedigen
 das Bedürfnis
 anzubeten hervorzubringen zu schauen
 alle drei sind eins
 von Anfang und am Ende
 wengleich in der Mitte getrennt⁵

Fassen wir an dieser Stelle kurz zusammen: Durch eine phänomenologische Betrachtungsweise eröffnete sich uns die Wesensseite der drei Blickrichtungen »Oben«, »Mitte« und »Unten«. Goethe verbindet mit den drei Blickrichtungen die Möglichkeit, als Mensch Ehrfurcht gegenüber seinem In-die-Welt-Gestelltsein auszubilden. Diese Ehrfurcht mündet und urständet zugleich in der Grundehrfurcht vor sich als Mensch. Dies sei auch die höchste Religion: Die Ehrfurcht vor dem Menschen im Ich.

Diese so eröffnete Perspektive führt Rudolf Steiner unter anderem in seinem Decken-Gemälde zum »I-A-O« fort.

RUDOLF STEINERS AUSFÜHRUNGEN ZUM BILDMOTIV »I-A-O« DER DECKENMALEREI IM GOETHEANUM

Von *Abbildung 17* stellt das Teilbild *17b* das »I« dar und wird auch »Gottes Zorn und Gottes Wehmut« genannt, *17c* ist das »A« oder der »Reigen der Sieben« und *17d* das »O« oder »Der Kreis der Zwölf«.

Abb. 17: Das »I-A-O«-Motiv in der Deckenmalerei des Goetheanum in Dornach.
a) Das Motiv als Ganzes, *b)* das »I«, *c)* das »A«, *d)* das »O«.
 (Aus THIERSCHE 2000: 41, 45, 49, 51; mit freundlicher Genehmigung des Autors)

⁵ Karl Ernst Schubarth antwortet bereits am 27. April 1819: »Religion geht auf ein Oben; Poesie und Kunst auf eine Mitte, den Menschen; Wissenschaft auf ein Unten, welches nicht der Mensch mehr, sondern Welt, Natur, Universum ist.« – 1820, ein Jahr vor dem Erscheinen der »Wanderjahre« schreibt Schubarth in seinem Buch »Zur Beurteilung Goethes«: »Um den Wert jener verschiedenen menschlichen Anlagen zu bezeichnen, so lassen sich dieselben in ein dreifaches Verhältnis bringen und in ein Oben und Unten, in ein Hüben und Drüben verteilt finden. Das Oben nehmen die sittlichen Eigenschaften des Menschen ein; der Gipfel, das Höchste menschlicher Natur bezeichnet sich hier von selbst. Sodann nehmen das Hüben und Drüben, bald mehr realer, bald ideeller Art, die sämtlichen geistigen Eigenschaften des Menschen ein [...] Endlich bilden die sämtlichen sinnlichen Eigenschaften des Menschen das Unten seiner Natur [...]«. Siehe hierzu die Anmerkungen in der Hamburger Ausgabe.



Es mag zunächst verwundern, dass das »I« hier zuoberst und nicht in der Mitte erscheint. Rudolf Steiner erläutert aber diese Dreiheit einmal so:

»Das, was Sie in der großen Kuppel am Ostende hier sehen, ist eine Art Empfindung des eigenen Ichs. Dieses Ich, das ist ja, wenn man so sagen darf, eine Art Dreifaltigkeit, offenbart sich auch der inneren Empfindung so, dass es einmal bis zur lichtvollen Klarheit und Durchsichtigkeit des denkenden Ich geht, auf der anderen Seite, auf dem anderen Pol gewissermaßen nach der Willensseite geht, nach dem wollenden Ich, und in der Mitte nach dem fühlenden Ich. Das kann zunächst ja in einer so abstrakten Weise ausgedrückt werden, wie ich es eben jetzt abstrakt ausgedrückt habe als denkendes, fühlendes, wollendes Ich: Im Konkreten ist es zu empfinden als ein Mensch, der mit Liebe in der Lage ist, die Farben der Natur zu betrachten, der imstande ist, alles das, was ihm in der Natur für alle Sinne entgegentritt, mit einer hingebungsvollen Liebe anzuschauen. Wenn man das Ich so erlebt, dass man es zu gleicher Zeit wie ausfließen lässt in die ganze Natur, so ist man sich folgender Empfindung bewusst: [...] richtest du dich auf zu den Weiten des Tageslichtes, das in unendliche Raumesweiten sich dehnt, dann empfindest du dich verbunden mit diesen Raumesweiten. Du empfindest, indem du Farben, Töne dieser Raumesweiten mit dir selber verbindest, und indem du all die Konfigurationen empfindest, die sich dir darbieten, du empfindest etwas, was du nicht mit dem Verstande umsetzt in ein Symbolum, sondern was du unmittelbar auch künstlerisch intuitiv hinalmalen kannst. – Und wiederum, wenn du in der Richtung der Erdoberfläche, dieser horizontalen Ebene, den Blick schweifen lässt, hinschweifen lässt über Bäume, welche die Erde bedecken, über alles dasjenige, was sich da ausdrückt in den bewegten Bäumen, wenn der Wind durch sie durchrauscht, dann fühlst du dein fühlendes Ich, und du bekommst die Anregung, nicht in abstrakter Ausführung dieses Ich zu konstruieren, sondern es in Farbengebung hinzumalen. – Richtest du den Blick nach unten, so dass du dich mit allem Fruchtbaren der Erde verbunden fühlst, so empfindest du dann die Notwendigkeit, dein wollendes Ich zum Ausdruck zu bringen in einer Farbe, die sich dir ganz von selber aufdrängt.« (STEINER 1921)

Blicke ich aufwärts, empfinde ich das »I«, den himmelwärts gerichteten, denkenden Anteil meines Ich; schaue ich in den Umkreis, erlebe ich im Laut »A« das auf Begegnung veranlagte Fühlen meines Ich; und richte ich meinen Blick nach unten, so kann ich im »O« die im Stoffesumgang sich auslebenden Willenstiefen meines Ich erfahren.⁶

Im Blick in die mich umgebende, stets tragende, Verlässlichkeit und Daseinsinn verschaffende Welt erfahre ich den dreifachen Gehalt meines eigenen Ich. Jeder Bereich erweist sich als eine bestimmte Zusammenarbeit von wesenhaften, geistigen Kräften. Ich erfahre so mein Ich als urständig, ja als gebildet aus den drei

Weltbereichen »Oben«, »Mitte« und »Unten«. Welt und Betrachter verschmelzen, werden eines im Aufgehen in die schaffenden Mächte der drei Weltenreiche Oben, Mitte und Unten.

VOM VERTRAUEN IN DIE PHÄNOMENE

Der Untertitel des Aufsatzes heißt: »Vom Vertrauen in die Phänomene«. Hierauf soll abschließend zurückgekommen werden. Warum schenkt das Einlassen auf die Phänomene, warum schenkt das Erscheinenlassen der Erscheinung so viel Vertrauen? Und wie verhält es sich mit »Oben«, »Mitte« und »Unten« zu dieser Frage?

Vom Logos ...

Eingangs wurde auf die unabdingbare Zusammengehörigkeit von Mensch und Phänomen hingewiesen. Um wieder an das schlüsselhafte Zitat aus Hegels Ästhetikvorlesungen anzuknüpfen: Die Welt als Erscheinung, eben als Phänomen (griechisch *φαινόμενον* *fainómeno* = Sichtbares, Erscheinung, altgriechisch *φαινόμενον* *fainómenon* = ein sich Zeigendes, ein Erscheinendes) zu betrachten, dies verbindet den Betrachter mit Sinnstiftendem. Dies ist nicht als subjektive Interpretation, sondern als ein im Phänomen anwesendes, auf dem Spiel stehendes⁷ »Weltwort« zu begreifen.

Das »Ding an sich« will uns von einer Sicherheit überzeugen, die außerhalb von uns – im Raum und in der Zeit – Bestand haben solle, gleichsam als ein uns tragender Boden, der nur durch Erdbeben in Erschütterung zu geraten vermag.⁸

⁶ Näheres zu den Deckenmalereien siehe RASKE (1983), THIERSCH (2000) und HALFEN & KUGLER (2007).

⁷ Vgl. Fußnote 2

⁸ In einem sehr lesenswerten Aufsatz skizziert DIETRICH RAPP (2011), wie das »Ding an sich« zu einem Grenzbegriff durchdrungen bzw. verwandelt werden kann, sodass sich gerade an ihm ein Verhältnis zur Welt als ein In-die-Erscheinung-Tretendes auffinden lassen kann.

Die Welt als Erscheinung entgegenzunehmen, das mag zunächst in einen ungewissen Schwebezustand geleiten, dessen Boden unsicher – jederzeit erscheinend, aber auch jederzeit entschwindbar – erlebt werden kann. Im Bemerkten des mit der Erscheinung anwesenden Weltenwortes kann ein neuer, uns tragender – in ganz anderer Weise Vertrauen schenkender – Boden erreicht werden, ein erhöhter Boden, der uns durch seinen wesentlichen Sinngehalt trägt. Statt von unten durch ein »Ding an sich« getragen, werden wir gleichsam von oben an der Erscheinung gehalten.

Der Baseler Philosophie-Professor Heinrich Barth (1890–1965) schrieb 1956:

»Erscheinung lässt sich ja nicht abstrahieren von dem »Was«, das in Erscheinung tritt. In dem, »was es ist«, das erscheint, liegt ihre Bedeutung, die es erlaubt, von der Erscheinung etwas auszusagen. [...] Die Erscheinungswelt als solche hat einen Symbolgehalt der Güte; denn es ist besser, dass sie »ist«, als dass sie »nicht ist«. – Makrokosmos und Mikrokosmos stehen in letzter, unlöslicher Relation ihres Seinsgehaltes. *Doch liegt die Größe des Kosmos nicht in der Extension des Universums, vielmehr im schöpferischen Worte, im sinngebenden Logos, der sie beide, Makrokosmos und Mikrokosmos, übergreift und auf dem sie beide beruhen*« (BARTH 1956: 82).

So schrieb Heinrich Barth gegen Ende eines Aufsatzes, in dem er sich einmal mehr darum bemühte, seinen Lesern deutlich zu machen, dass »als reines Sicherscheinenlassen von Erscheinung [...] die ästhetische Rezeption für alle Erfahrung fundierende Bedeutung« (BARTH 1956: 76) hat.

Und der Phänomenologe MAURICE MERLEAU-PONTY formulierte 1996 (S. 50):

»Wir wollten dadurch ausdrücken, dass die Wahrnehmungserfahrung uns mit dem Augenblick vertraut macht, in dem sich für uns die Dinge konstituieren, die Wahrheiten, die Güter, dass sie uns einen *logos* in statu nascendi an die Hand gibt, dass sie uns jenseits von Dogmatismus die wirklichen Bedingungen der Objektivität selbst lehrt, dass sie uns an die Aufgaben der Erkenntnis und des Handelns erinnert. Es geht nicht darum, das menschliche Wissen auf Empfindungen zu reduzieren, *sondern der Geburt dieses Wissens beizuwohnen, es uns genauso fühlbar zu machen wie das Sinnliche*, das Bewusstsein der Rationalität wiederzugewinnen, das man verliert, wenn man glaubt, dass sie etwas Selbstverständliches sei, und die man im Gegensatz dazu wiederfindet, indem man sie vor einem Hintergrund der menschlichen Natur in Erscheinung treten lässt.«

⁹ Siehe auch KAESER (2011)

... zur Leibhaftigkeit

Beiden Autoren ist es darum gelegen, dass wir mit der Erfahrung ein existenzielles Wissen davon erhalten, was in die Erscheinung tritt. Beide betonen auch immer wieder den vollzugs- oder leiborientierten – der Hand zugänglichen⁹ – Charakter unserer Wirklichkeit. Merleau-Ponty beschreibt das wie folgt:

»Daher darf ich nicht sagen, dass die nicht gesehenen Seiten der Gegenstände einfach nur *mögliche Wahrnehmungen* [...] sind, und auch nicht, dass es *notwendige* Folgerungen aus einer Art von Analyse oder geometrischen Überlegungen sind. Was mir mit den sichtbaren Seiten des Gegenstands die unsichtbaren Seiten zur Gegebenheit bringt – die Synthese, die vom Gegebenen zu dem führt, was nicht leibhaftig gegeben ist – ist keine Synthese des Verstandes [...], die den ganzen Gegenstand nach Belieben setzt, sondern sie ist vielmehr wie eine praktische Synthese: Ich kann die Lampe berühren, und zwar nicht nur auf der Seite, die sich mir darbietet, sondern auch auf der anderen Seite; es würde genügen, wenn ich meine Hand ausstreckte, um nach ihr zu greifen.« (MERLEAU-PONTY 1996: 30)

»Oben«, »Mitte« und »Unten« treten ohne Frage mit uns, durch unseren Leib in die Erscheinung. Sie haften sozusagen an unserem Leibsein, sie sind leibhaftig: Sind wir Mensch (und über die ersten Krabbeljahre hinaus), so sind wir von diesen drei Erfahrungswelten umgeben, wir können gar nicht umhin. Mit ihnen tritt Sinngehalt in die Welt, der uns trägt – je ein eigener Aspekt des Logos. Die drei sind umfassend, denn alles, was als irdische Güter um uns herum erscheint (ob nun die Sterne am Himmel, ob nun Natur und Kultur, ob nun Erde, Wiese oder Gestein), all das erscheint im Schoße dieser drei Weltbereiche. In ihren Händen ruht unsere Welt.

Staunen, Ehrfurcht, Vertrauen

»Oben«, »Mitte« und »Unten« sind übergeordnete Bereiche unseres Daseins. In ihnen erfahren wir drei Grundfesten unserer irdischen Existenz; Grundfesten, die uns sinnlich von ihrem übersinnlichen Wesen berichten. Diese umfassenden Urgrundwesen schenken uns so selbstverständlich Daseinssicherheit, dass wir sie schon gar nicht mehr bemerken. Lassen wir sie zum Phänomen werden, lassen wir sie erscheinen, befragen wir sie nach ihrer Sprache und wovon sie berichten, so kann sich diese Selbstverständlichkeit in Staunen, Erschütterung, ja Ehrfurcht verwandeln – und schließlich in einen Dank an und in ein neugeborenes Vertrauen in die Welt der Phänomene.

Literatur

- BARTH, H. (1956): Grundgedanken der Ästhetik. In: Hauff, G. (Hrsg.), Existenzphilosophie und neutestamentliche Hermeneutik, S. 72–84. Basel (1967)
- BAUMGARTEN, A. G. (1973): In: Schweizer, H.-R. (1973), Ästhetik als Philosophie der sinnlichen Erkenntnis. Basel, Stuttgart
- BOS, W. (2006): Wo singen Vögel und weshalb gerade dort? Die Gesangsstellen der Vögel aus der Perspektive eines erweiterten Begriffs des Singens. *Elemente der Naturwissenschaft* 84: 21–36.
- GOETHE, J. W. (1821): Wilhelm Meisters Wanderjahre. Hamburger Ausgabe, 12. Auflage. München (1989)
- HALFEN, R., KUGLER, W. (Hrsg.) (2007): Das malerische Werk Rudolf Steiners (GAK 13–16/52–56). Dornach
- HEGEL, G. W. H. (1835–1838): Ästhetik – Vorlesungen über die Ästhetik, II. Das Naturschöne, A. Das Naturschöne als solches, § 2. Die natürliche Lebendigkeit als schöne. www.textlog.de
- KAESER, E. (2011): Kopf und Hand – Von der Unteilbarkeit des Menschen. Wältrop, Leipzig
- MERLEAU-PONTY, M. (1974): Phänomenologie der Wahrnehmung, S. 3. Berlin (1974)
- (1996): Primat der Wahrnehmung. Frankfurt (1996)
 - (2003): Das Auge und der Geist, philosophische Essays. Darin: Das Metaphysische im Menschen (1947), S. 47–69
- RAPP, D.: Die Imagination vom »Ding an sich«. Ein Versuch über die Erscheinungshaftigkeit der Welt als Grenz-Ereignis. In: Sam, M. M. & al. (2011): Jahrbuch der Schönen Wissenschaften, Band III, S. 141–151. Dornach
- RASKE, H. (1983): Das Farbenwort. Rudolf Steiners Malerei und Fensterkunst im Ersten Goetheanum. Stuttgart
- STEINER, R. (1921): Stilformen des Organisch-Lebendigen (GA 288), Vortrag vom 30.12.1921 Dornach
- (1922): Die Grundimpulse des Weltgeschichtlichen Werdens der Menschheit (GA 216), 7. Vortrag (30. 9.1922). Dornach (1988)
 - (1923): Der Jahreslauf in vier kosmischen Imaginationen (GA 229), 4. Vortrag (12. 10.1923). Dornach (1989)
 - (1924–1925): Anthroposophische Leitsätze (GA 26). Dornach
- THIERSCH, T. (2000): Goetheanum – Die Deckenmalerei im Großen Saal. Einführung in die Bildmotive Rudolf Steiners Dornach



Der Autor

HANS-CHRISTIAN ZEHNTER, geb. 1963, Bochum (DE). Biologe. 1990–1992: Assistent am Lehrstuhl für Zoologie und Neurobiologie, Schwerpunkt Stadtökologie und Verhaltensforschung. 1993–1994: Naturwissenschaftliches Studienjahr an der Naturwissenschaftlichen Sektion am Goetheanum in Dornach (CH). 1995–2001: Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut am Goetheanum. 2001 »Landwirtschaftliches Praktikum« auf zwei biologisch-dynamischen Höfen im Elsass. 2001–2005: Raum- und Tagungsdisponent am Goetheanum. 2005–2010: Redakteur bei der Wochenschrift »Das Goetheanum«. Seit 2011 in wechselnden Funktionen am Goetheanum tätig. Zahlreiche Vorträge, Seminare und Kurse mit dem Schwerpunkt anthroposophischer Naturanschauung; Engagement im Rahmen von The School of Nature (www.schoolofnature.org).

Zahlreiche Publikationen. Bücher:

- Durch das Jahr. Dornach (2006)
- Rudolf Steiner: Die Welt der Vögel. Herausgegeben und kommentiert durch Hans-Christian Zehnter. Dornach (2007)
- Hinausgehen. Ein Gang durch die christlichen Feste im Jahreskreislauf der Natur. Dornach (2007)
- Vögel – Mittler zweier Welten. Dornach (2008)
- Zeitzeichen – Essays zum Erscheinen der Welt. Dornach (2011)